

Rainer Ostermann

Auf nach Bayern – im Gepäck ein Leben
im Osten

Erinnerungen 1991-2025

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2025

Bibliografische Information durch die Deutsche
Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Angaben nach GPSR:
www.engelsdorfer-verlag.de
Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann
Schongauerstraße 25
04328 Leipzig
E-Mail: info@engelsdorfer-verlag.de

ISBN 978-3-69095-087-9

Copyright (2025) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier
Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

18,00 Euro (DE)

Inhalt

Vorwort	9
Teil 1: Zu neuen Zielen.....	11
1991.....	12
Kein guter Fang.....	12
1969-1992.....	16
Die Vorgeschichte	16
Schwerer Neubeginn	18
Vom Glück, einen Job zu haben	20
Stehplätze gibt's sogar über den Wolken	24
Über Versuchungen, Wünsche und die Realität	31
Kauf dir bloß ein ordentliches Auto!.....	33
Betriebsversammlung.....	36
Reiche Schweine.....	36
1993-1996	41
Höhenwanderweg Nr. 1.....	41
Streik	49
Etagenheizung, Bad, Innen-WC – eine feine Sache!.....	50
Programmieren ade, wir müssen testen.....	56
Ausflug nach Greifswald.....	59
Schwarzer Montag	61
Glauben und hoffen	62
Endlich ins Deutsche Museum und ein unverhofftes Angebot.....	67
Ernüchterung.....	73
Erinnerungssplitter 1992-1996.....	78
1996-1997	82

Oh du fröhliche Weihnachtszeit.....	82
Greif zu und du hast den Job.....	85
Mein lieber Mann! Worauf hab' ich mich da eingelassen?	93
Doch Bange machen gilt nicht!	95
Obi, umi, eini.....	97
Ob ich vielleicht ein Preiß' sei?.....	98
Ein Computer ist doch keine Wundertüte.....	100
Sachsen ade!	103
Was für Aussichten!.....	107
Weihnachtssterne, München im Schnee und eine Lanze fürs Sächsische.....	110
Sommer- und Winterfreuden	114
1998.....	122
Faule Schweine	122
Ja wenn das so ist!.....	128
Radfahrer.....	135
Alter Esel.....	139
Vielleicht mehr Glück mit einer Untermieterin	144
Vielleicht war das ja in der DDR so.....	148
Alles gut nun, oder?.....	151
Von schönen Augen übertölpelt	155
Wir werden Aktiengesellschaft	156
Kick-off-Veranstaltung	157
1999.....	160
Das Ende, wieder einmal.....	160
Rockmusik und Sorgenparty	161
Geht noch etwas?.....	162

Das sollte es auch nicht!.....	167
2000-2001	173
Neuanfang in Amerang.....	173
Eignungstest mit Folgen	176
Wehe, du gehst nicht!	178
Stille Karriere	181
CARMEN	183
Unsere Firma expandiert weiter	185
Erosionserscheinungen oder nur der Situation geschuldet?	188
Einen wunderschönen guten Morgen!	189
Wie wir CARMEN zähmten	193
Kaugummi, Smartphones und Adidas.....	195
2004.....	197
Hölle Kanada.....	197
2007-2008	216
Ewige Glückseligkeit	216
Das war's dann	220
Ab 2012.....	223
Noch einmal gebraucht werden – das tut gut!	223
Zeit für ein Fazit	225
Teil 2: Da komme ich nicht mehr mit	228
Wohlstand tut nicht nur wohl.....	229
Im Nachhinein ein Bärendienst.....	234
Wohlfeile Abiturnoten	237
Abitur bestanden – aber was nun?	246
Demokratie braucht ein gebildetes Volk.....	253
Positionen im Osten – ein Erklärungsversuch.....	256

Verkehrter Freiheitsbegriff.....	260
Fremdenfeindlich! Rassist, Rechter, Nazi, Faschist!.....	267
Ernst Moritz Arndt, Arc de Triomphe, Imperial War Museum .	269
Schwierig, schwierig.....	274
Nationalgefühl - mehr Notwendigkeit als Gefahr	277
Nachwort.....	279
Anmerkungen	282

Vorwort

Obwohl ich in Sachsen aufgewachsen bin und bis April 1997 unweit von Leipzig gewohnt habe, arbeitete ich danach in Bayern im gleichen Beruf als Software-Entwickler – eine Veränderung, an die ich ein Jahr vorher nicht im Traum gedacht hätte.

Unter einem anderen Blickwinkel als nur Arbeiten und Wohnen betrachtet: Ich erlebte die Nach-Wendezeit und die Wiedervereinigung hauptsächlich unter Ostdeutschen und die folgenden Jahre unter Westdeutschen. Das ermöglichte mir Beobachtungen, zu denen sicher nicht viele Leute Gelegenheit hatten, denn die meisten Bewegungen vom Osten in den Westen dürften unmittelbar nach dem Fall der Mauer oder in ein, zwei Jahren danach erfolgt sein. So richtet sich dieses Buch vor allem an Leser, die mehr über diese Zeit wissen möchten.

In Gesprächen mit Westdeutschen wurde ich oft gefragt, wie das denn in der DDR so gewesen wäre. Einige wollten jedoch auch wissen, wie es mir in den ersten Jahren in der Bundesrepublik ergangen ist und wie ich generell die Bundesrepublik erlebt hätte. Das interessiert auch Freunde und Bekannte, die in Sachsen geblieben waren. Beides gab den Ausschlag dafür, dieses Buch zu schreiben. Die Jahre von 1991 bis ins Rentenalter füllen den ersten Teil.

In den letzten Jahren meines Berufslebens wurde ich auch mit dem Bildungsniveau in der Bundesrepublik konfrontiert. Mein Interesse für dieses Thema wurde durch Bücher genährt, deren Titel auf den Niedergang des Bildungsniveaus hinweisen, wie „Deutschland verblödet. Wem nutzt der dumme Deutsche?“ oder „Deutschland VERDUMMT. Wie das Bildungssystem die Zukunft unserer Kinder verbaut“. Seit rund zehn Jahren, wir schreiben jetzt Juli 2025, machen mich wiederholte Meldungen über eine Fülle sagenhafter Abiturnoten stutzig – der krasse Gegensatz zur verblödenden Republik. Auf der Suche nach den Ursachen war der Weg bis zu Bildungspolitik und Erziehung nicht mehr weit. Und obwohl die Erziehung ein äußerst heikles Terrain ist, wollte ich mehr über die Zusammenhänge erfahren und begann, etwas zu recherchieren, in Büchern und im Internet.

Dass mein Bildungsweg in der DDR und meine späteren Beobachtungen in Familie und Beruf zu kritischer Betrachtung auffordern, liegt nahe. So schaue ich auch kritisch auf manche andere Tendenz und den Zeitgeist in unserem Land – mit zunehmendem Unverständnis. Darüber und über das Bildungsproblem schreibe ich im wesentlich kleineren, zweiten Teil des Buches.

Zugunsten eines flüssig zu lesenden Textes unterscheide ich nicht zwischen Kolleginnen und Kollegen et cetera. Ich verwende das generische Maskulinum, das für alle Geschlechter steht. Aus dem gleichen Grund füge ich bewusst und gegen die Regel bei manchen zusammengesetzten Substantiven einen Bindestrich ein, zum Beispiel bei „Nach-Wendezeit“, „Software-Werkzeug“.

Prutting, im Juli 2025

Teil 1: Zu neuen Zielen

Kein guter Fang

Als ich keuchend den Bahnhof erreichte, der heute nur noch ein Haltepunkt ist, fuhr die S-Bahn schon ein. Ich sprang die letzten beiden Treppenstufen hinab, stolperte in die zugige Unterführung hinein und erschrak. Im spärlichen Licht kamen mir viele Leute entgegen, schweigende Gestalten. Einen Arm vorgestreckt, versuchte ich, mir einen Weg zu bahnen, und rief immer wieder: „Bitte machen Sie Platz, bitte.“ Doch kaum war ich an den ersten vorbei, versperrten die nächsten den Weg. „Platz da!“, rief ich nun energischer. „Ich muss zur Arbeit! Lassen Sie mich doch durch! Was soll denn das? Ich muss zur Arbeit!“ Nur widerwillig öffneten sie eine Lücke, die Köpfe gesenkt, Hüte und Mützen weit in die Stirn gezogen, manche gesichtslos. Hände griffen nach mir, bekamen mich aber nicht zu fassen. Ich schwitze und rang nach Luft. Endlich hatte ich mich bis an den Treppenaufgang zum Bahnsteig durchgekämpft und keuchte die ersten Stufen hinauf. Schon konnte ich das Blau und Gelb der Wagen sehen, da hörte ich ein schleifendes Geräusch mit einem kräftigen „Schallupp“ am Ende: Die Türen hatten sich geschlossen. Mit äußerster Anstrengung mühte ich mich weiter hinauf, wenn auch völlig sinnlos, denn die Türen waren zu und die Räder begannen schon zu rollen. Panik erfasste mich. Sie riss mich aus dem Traum in eine nicht viel bessere Wirklichkeit.

Mein Kopf war ein großer Schmerz. Ich bekam keine Luft. Die Nase war zugeschwollen und trocken. Stirn und Augenpartie fühlten sich an, als sei mein Gesichtsschädel mit einer quellenden Masse ausgegossen. Keuchend zog ich die Luft durch meinen ausgedörrten Mund und tastete nach der Nachttischlampe. Es war vier Uhr morgens.

An Schlafen war nicht mehr zu denken. Da konnte ich auch aufstehen. Mit weichen Knien wankte ich in die Küche und stützte mich mit beiden Händen auf den Rand des Waschbeckens. So stand ich eine Weile. Als ich den Kopf hob, starrte mich ein zerknittertes Gesicht aus dem Spiegel an, kalkweiß, die Augen verquollen. Was für ein Start in den Tag!

Abschwellende Nasentropfen halfen allmählich, dass ich wenigstens ein bisschen durch die Nase schnaufen konnte. Aber diese Kopfschmerzen! Und etwas wackelig auf den Beinen war ich auch. Ich fühlte mich krank.

Doch zum Arzt gehen und mich krankschreiben lassen, kam nicht in Frage. Es war ein großes Glück, dass ich nach wiederholtem Anlauf einen Job als Software-Entwickler bekommen hatte, bei Siemens. Vor zwei Wochen hatte ich angefangen. Nach so kurzer Zeit durfte ich nicht krank werden! Außerdem hatte ich langjährige Erfahrungen mit solchen Attacken. Mit weiteren Nasentropfen und starken Schmerztabletten könnten sie in einigen Stunden vorübergehen, optimistisch gedacht. Dass es auch schon bis zu zwei Tage gedauert hatte, verdrängte ich besser.

Frühstücken mochte ich nichts. Nur eine Scheibe trockenen Brotes würgte ich hinunter, damit die Tabletten nicht den Magen angriffen. Mit dem bitteren Geschmack von einer Tasse Kaffee im Mund und einem flauen Gefühl im Bauch verließ ich sehr zeitig die Wohnung. So konnte ich die S-Bahn von Markkleeberg nach Leipzig gar nicht verpassen.

Es hatte die ganze Nacht über geregnet, und der Fußweg zum Bahnhof war mit Pfützen übersät. Gewöhnlich traf ich um die Zeit Leute, die ebenfalls zur Arbeit gingen. Heute duckten sich alle unter ihre Schirme. Erst in der S-Bahn begegnete ich einem Bekannten. Wir nickten uns zu. Nach einer Weile sprach er mich an. Ob es mir nicht gut gehe? Ich sei so weiß im Gesicht. Abwinkend murmelte ich: „Schimmelpilzallergie, ist nichts Neues.“

Als ich im Büro eintraf, war ich wenigsten soweit wiederhergestellt, dass ich mich auf meine Arbeit konzentrieren konnte. Software-Entwickler sitzen den ganzen Tag am Bildschirm. Das kann die Augen anstrengen. Meine Allergie verursachte mir auch ohne Bildschirmarbeit Augenschmerzen. Noch zweimal musste ich an diesem Tag zu Tropfen greifen und auch zu einer weiteren Schmerztablette. Dabei sollte man die Tropfen nur im Notfall nehmen, weil sie die Schleimhäute schädigen können. Doch über den Arbeitstag zu kommen, noch dazu in meiner Situation, das war für mich ein Notfall! Auch wollte ich möglichst vermeiden, dass meine neuen Kollegen mitbekämen, wie es mir geht.

Ich sehnte den Feierabend herbei und war sehr froh, als es endlich so weit war. Jetzt nur nach Hause, in eine dunkle Ecke verkriechen, nichts sehen, nichts hören und hoffen, dass die Attacke bald vorüber sein wird! Ich fuhr den Rechner herunter, griff meine Aktentasche, murmelte „Tschüss“ in den Raum hinein und ging los.

Es nieselte immer noch. Auf dem kurzen Weg über den Hof des ehemaligen Fernmeldewerks kamen mir einige Leute entgegen. Fremde Gesich-

ter. Werden wohl Siemens-Leute sein. Einige kannte ich indes, darunter meinen früheren Hauptabteilungsleiter im Fernmeldewerk, Peter B. (Personenverzeichnis am Ende des Buches). Wir hatten auch private Kontakte gehabt. Seit jedoch die alten Strukturen aufgelöst worden waren und nur noch ein kümmerlicher Rest der Entwicklungsabteilungen zu Siemens Leipzig gehörte, war vieles anders geworden. Wir hatten uns nur noch selten gesehen. Als er mich erblickte, blieb er stehen, und wir begrüßten uns kurz. Er wirkte gealtert. Ich fragte, wie es ihm gehe. Er winkte ab. Dann sagte er unvermittelt: „Der J. erzählt, mit dir hätte er keinen guten Fang für seine Abteilung gemacht.“

Das traf mich! Klar, ich hatte Schwierigkeiten mit meiner neuen Arbeit. Das machte mich selbst unzufrieden. Doch nach wenigen Wochen fällte mein neuer Abteilungsleiter so ein Urteil über mich und verbreitete das auch noch? Irritiert schaute ich Peter an. „Das sagt der J.?“

Peter nickte.

Ich schluckte. „Ja, ’s ist nicht einfach. Die Programmiersprache, das Betriebssystem und vor allem das Anwendungsgebiet – alles ist neu. Deshalb hatte B. mich in einem Vorvertrag verpflichtet, zuerst für ein Vierteljahr nach München zu gehen, zur Einarbeitung, falls ich den Job bekomme.“

„So einen Vertrag hast du?“ Peter zog die Augenbrauen hoch. „Und warum bist du hier und nicht in München?“

„Der J. hat das abgelehnt. Als ich die Stelle hatte, mich bei ihm vorstellte und nach der Einarbeitung in München fragte, sagte er: „Was wollen Sie? Nach München, ein Vierteljahr? Na, davon kann keine Rede sein. Sie müssen hier sofort wirksam werden.“

Peter schüttelte den Kopf: „Der traut sich was!“ Dann fuhr er fort: „Aber ...“ Er stockte.

„Was meinst du?“

„Ach nichts, war nur so ein Gedanke, hat keine Bedeutung! Ich muss, muss weiter, zu den anderen.“ Im Begriff zu gehen, sagte er: „Der B. und J., die können nicht gut miteinander. Vielleicht bekommst du das jetzt ab.“

Er sah mich unglücklich an und gab mir die Hand. „Halt die Ohren steif.“

Bestürzt schaute ich ihm nach. Was lief da zwischen J. und unserem früheren Entwicklungsleiter B.? Der hatte sich aus gutem Grund dafür eingesetzt, dass ich mich für diese Arbeit bewerben konnte. War ich etwa zwischen die Fronten geraten?

Erschreckt hatte mich auch, wie ich eben Peter B. erlebt hatte. Nieder-
geschlagen, ja hoffnungslos hatte er gewirkt – kein Vergleich mit meinem
Chef in früheren Jahren. Was mochte ihm inzwischen alles widerfahren
sein?

Bis zur S-Bahn waren es nur ein paar hundert Meter. Ich versäumte,
meinen Schirm aufzuspannen, spürte den Regen kaum. Da habe ich mir
vielleicht einen Abteilungsleiter eingehandelt, dachte ich. Tolle Aussichten!

Zu Hause schlief ich ein paar Stunden. Danach fühlte ich mich deutlich
besser. Nun kamen die Gedanken zurück. Was sollte ich machen? Sollte
ich auf meinem Vertrag bestehen? Ein Streit wäre kein guter Einstand in
einer neuen Arbeitsstelle gewesen, zumal ich von Anfang an das vage
Gefühl hatte, nicht sehr willkommen zu sein, warum auch immer. Und
auch ich war weder von meinem neuen Gruppenleiter noch vom Abtei-
lungsleiter begeistert. Letzterer war SED-Genosse gewesen und schon zu
DDR-Zeiten immer mit einem Gesicht dahergekommen, als trüge er die
Last der Welt. Da hatte ich nichts mit ihm zu tun gehabt, er konnte mir
egal sein, aber jetzt? Und mein Gruppenleiter war im Fernmeldewerk
FDJ-Sekretär gewesen. Also hatte ich zwei „rote Socken“ vor der Nase.
Warum setzte Siemens auf diese Leute?

Nein, beschloss ich. Ich werde den Vertrag nicht mehr erwähnen. Ich
werde mich umso mehr anstrengen, um mich in mein neues Betätigungsfeld
einzuarbeiten. Da muss ich durch!

Um in psychisch labilen Phasen nicht vom Schwarz und Grau in meiner
Wahrnehmung überwältigt zu werden, hatte ich mir seit einigen Jahren
eine Strategie angewöhnt, die ich „Seelenhygiene“ nannte. Vorm Schla-
fengehen ließ ich den Tag Revue passieren, fragte aber nur: Was war gut
an diesem Tag? Nicht viel, befand ich diesmal, aber die Kopfschmerzen
waren weggegangen, und ich konnte wieder normal atmen. Immerhin!
Und ich hatte mich weder depressiv gefühlt, noch hatten sich Zwangsge-
danken aufgedrängt. Das war sehr gut!

1969-1992

Die Vorgeschichte

Nach dem Studium an der Technischen Universität Dresden hatte ich 1969 als frisch gebackener Diplomingenieur für „Elektrischen und mechanischen Feingerätebau“ eine Stelle im Fernmeldewerk Leipzig angetreten.

Zunächst arbeitete ich als Konstrukteur zwei Jahre am Zeichenbrett. Dann wurde ich mit einer Aufgabe betraut, die mir auf den Leib geschrieben war: Ich lernte, wie man mit einer numerisch gesteuerten Zeichenmaschine hochpräzise „Schablonen“ für die Herstellung von Leiterplatten anfertigen konnte, führte das Verfahren im Fernmeldewerk ein und musste erkennen, dass selbst engagierte, gute Arbeit nicht unbedingt belohnt wird. Trotzdem wurde ich ohne SED-Zugehörigkeit Gruppenleiter, wenn auch unter demütigenden Bedingungen.

Unsere Zeichenmaschine hatte einen Steuerrechner. Da lag es nah, sich auch mit dessen Programmierung zu befassen. Nach einigen Jahren als sogenannter „Staatlicher Leiter“, wenn auch auf unterster Stufe, behagte mir diese Position nicht mehr. Ich wollte lieber fachlich arbeiten und ging zurück „in Reih und Glied“. Am Ende schrieb ich nur noch Software für Computer in der Leiterplattenkonstruktion.

Und das war gut so, denn 1983 wurden damals modernste amerikanische 16-Bit-Computer und andere Technik, die auf der CoCom-Embargoliste standen, in Nacht- und Nebelaktionen in unser Fernmeldewerk geschmuggelt. Eingesetzt wurde diese Technik hauptsächlich zur Leiterplattenkonstruktion. Für die Eingliederung in unsere bestehenden Prozesse war viel Anpassungssoftware nötig, die wir selbst schrieben. Damit waren wir nicht nur technisch auf der Höhe der Zeit, sondern auch softwaremäßig.

Privat ging es mir nicht so gut. Ich hatte 1970 eine Familie gegründet, uns war eine liebe kleine Tochter Kathrin geboren worden, doch die Ehe hielt nicht und wurde 1975 geschieden.

Ich lebte in einem Zimmer der Altbau-Wohnung meiner Mutter. Da ich ein Dach überm Kopf hatte, lief mein Antrag für eine eigene Wohnung

nur unter „Komfortverbesserung“ und stand auf der Dringlichkeitsliste weit unten. Erst 1988, nach 12 Jahren Wartezeit, bekam ich eine eigene Wohnung zugewiesen.

Einige Jahre vor der Wende erkrankte ich an Depressionen. Mehrere Therapien in Leipzig blieben erfolglos.

Mein Bruder Arndt, mit dem ich mich immer gut verstanden hatte, kehrte 1986 von einer Besuchsreise nach Rheinland-Pfalz nicht in die DDR zurück. Das brachte unserer Mutter und mir ein Verhör durch die Stasi ein. Andere Geschwister habe ich nicht.

1990 wurde der „VEB RFT Nachrichtenelektronik Leipzig“, wie das Fernmeldewerk zuletzt hieß, „abgewickelt“. Einige der besten Immobilien übernahm die „Siemens Nachrichtenelektronik Leipzig GmbH“, Mitarbeiter jedoch nicht, zumindest keine gewöhnlichen. Das Fußvolk musste sich neu bewerben. Meines Wissens bekamen alle meine Kollegen wieder einen Vertrag bei Siemens, ich aber nicht. Sehr wahrscheinlich war mein Gesundheitszustand der Grund. Noch hatte ich aber Arbeit, denn unsere hochmoderne Technik für die Leiterplattenkonstruktion sollte weiter am Laufen gehalten werden. Dafür wurden ein Elektroniker und ein Software-Entwickler benötigt. Aber fast alle Hardware- und Softwareleute, die mit dieser Technik gearbeitet hatten, waren davongelaufen. Deshalb suchte der Entwicklungsleiter händeringend nach Leuten für diese beiden Stellen. Der Software-Entwickler wurde ich.

Aber der Export des ehemaligen Fernmeldewerkes an die Sowjetunion brach weg, als die Russen – nun in harter Währung – nicht mehr zahlen konnten. Das bedeutete auch das Ende für unsere Leiterplattenkonstruktion. Was sollte nun werden? Da bekam ich noch einmal eine Chance, mich im Mai 1991 erneut als Software-Entwickler bei Siemens Leipzig zu bewerben. Bis dahin musste ich die Depressionen, die mich bis in die Nachwendezeit plagten, wenigstens einigermaßen überwunden haben.

Es begann ein Wettlauf mit der Zeit: Um die Jahreswende 1990/1991 hatte ich endlich die richtige Diagnose erhalten und war auf abenteuerlichem Weg in einer Klinik in Erlabrunn im Erzgebirge gelandet. Dort wurde mir schließlich geholfen. Eine Last, die mich fast erdrückt hatte, war von mir genommen worden. Nachdem ich Ende April 1991 nach Leipzig zurückgekehrt war, bewarb ich mich guten Gewissens und bekam den erhofften Job in einer Abteilung mit etwa fünfzig Mitarbeitern, die zur Hälfte Software, zur anderen Hälfte Schaltkreise entwickelten, Chips, wie

der Volksmund sagt. Einige der neuen Kollegen kannte ich wenigstens vom Sehen. Fast alle waren erheblich jünger.

Meine psychischen Probleme hatten mir die Freude über die Wende gründlich verdorben. Hatte ich befürchtet, ein Sozialfall zu werden, sah ich mich jetzt auf dem Weg zurück zu den anderen, den Tatkräftigen, und war bereit, meinen Beitrag zu den versprochenen blühenden Landschaften zu leisten.

Schwerer Neubeginn

Von meiner neuen Arbeit hatte ich zunächst nur gewusst, dass da mit einer anderen Programmiersprache und mit einem anderen Betriebssystem gearbeitet wird, als ich es gewohnt war. Beide waren neu für mich. Den Lesern dürfte zumindest „Windows“ dem Namen nach ein Begriff sein, ein Betriebssystem für Computer. Um ein Anwendungsprogramm zu erstellen, das unter einem bestimmten Betriebssystem funktioniert, muss man sowohl eine Programmiersprache können als auch Kenntnisse des Betriebssystems haben.

Damit ich wenigstens etwas auf eine mögliche neue Tätigkeit vorbereitet wäre, hatte ich während der acht Wochen Therapie in Erlabrunn ein Buch mit der Einführung in „C“ studiert, das war die neue Programmiersprache. Aber nach der Lektüre eines Fachbuches kann man bei weitem noch nicht programmieren, zumal wenn kein Computer vorhanden ist, mit dem das Gelernte ausprobiert und geübt werden kann.

Zusammen mit mir hatten noch eine junge Frau und ein junger Mann ihre Arbeit in unserer Abteilung angefangen. In meiner Erinnerung waren beide Hochschulabsolventen. Neben einigen weiteren Kollegen konnten wir einen einwöchigen Lehrgang zum Programmieren in „C“ in Leipzig besuchen. Ein ebenfalls einwöchiger Lehrgang zur Einführung in das Betriebssystem Unix, mit dem wir arbeiten würden, schloss sich an. Freilich waren es nur kurze Lehrgänge – doch immerhin! Ansonsten wurden wir in kaltes Wasser geworfen, denn wir bekamen keinen Betreuer zur Einarbeitung zugewiesen. Das befremdete mich. Ich war es anders gewohnt.

Die meisten meiner neuen Kolleginnen und Kollegen arbeiteten bereits ein Vierteljahr an einem Softwareprojekt für Siemens München, das die Steuerung eines Netzknotens für digitale und analoge Übertragungssignale zum Inhalt hatte. Zwei von ihnen waren in München eingearbeitet wor-

den mit der Auflage, danach die Daheimgebliebenen zu schulen. Vor der Wende hatten sie an der Entwicklung digitaler Übertragungstechnik im Fernmeldewerk gearbeitet. Deshalb waren sie mit dem nachrichtentechnischen Hintergrund vertraut. Und sehr wahrscheinlich hatten sie bereits in C unter Unix programmiert. Sollte einigen beides neu gewesen sein, so hatten sie jedoch ein Vierteljahr Vorsprung.

Ich brachte außer etlichen Jahren Erfahrung mit anderer Technik, anderen Programmiersprachen und Entwicklungsprozessen nur meine spärlichen, während meiner Therapie angelesenen Kenntnisse von „C“ mit. Zwar hatte ich die durch den Lehrgang festigen können. Aber bis ich mit „Unix“ vertraut wäre, würde es dauern. Die Kommandos dieses Betriebssystems haben eine Syntax, die mich zunächst an Keilschrift erinnerte. Außerordentlich erschwerend war die Art der Aufgabenstellung. Die zu realisierenden Eigenschaften der Software waren auf eine Weise grafisch und in Worten beschrieben, die mir fremd war.

In dem Projekt, an dem Kollegen in München, Wien und wir in Leipzig arbeiteten, bekam jeder von uns eine Anzahl zu realisierender Software-Module zugewiesen. Als erste Entwicklungsstufe wurde verlangt, alle Programme in den Modulen mit grafischen Symbolen für Entscheidungs-, Schleifen- und andere Programmiersprachen-Konstrukte und mit Kommentaren zu beschreiben. Dafür gab es ein spezielles Software-Werkzeug. Programmcode hatte da noch nichts zu suchen!

Für jemanden, der Erfahrung mit der Programmiersprache hat, ist das keine besondere Herausforderung. Ich als Anfänger in „C“ verwünschte dieses Werkzeug geradezu, denn wie konnte ich sicher sein, dass meine angedachten Konstrukte, wenn sie am Ende mit Programmcode zum Leben erweckt werden, auch funktionieren würden? Wenn nicht, dann hätte ich ein großes Problem, denn zum Abschluss dieser Entwicklungsstufe würden Leute aus München kommen und in einem sogenannten Review prüfen, ob alle unsere Struktogramme samt Kommentaren in Ordnung wären. Im Zweifelsfall hätten wir Rede und Antwort zu stehen, warum wir etwas gerade so zu lösen gedacht hatten.

Doch damit nicht genug. Nach diesen Prüfungen würden die aktuellen Versionen der am Projekt beteiligten Dateien gekennzeichnet. Danach durften wir daran nichts mehr korrigieren. Würden später doch noch Änderungen erforderlich, müsse dafür ein Antrag bei einem Gremium in

München gestellt werden, und es würde namentlich bekannt, wer da was verbockt hatte – peinlich!

Wie konnte ich mit gutem Gewissen meine Arbeit zunächst nur mit Grafiken und Kommentaren angehen? Sicherheit brachten codierte und getestete Programme für meinen Eigenbedarf. Einen PC zu Hause hatte ich nicht. Also blieb ich nach Feierabend an meinem Arbeitsplatz, programmierte Beispiele über Beispiele und probierte sie aus. Mit steigender Zahl der so in vielen Stunden entstandenen „Progrämmchen“ wuchsen meine Sicherheit bei der Arbeit mit „C“ und mein Selbstvertrauen. ging, den Quellcode zu schreiben, konnte ich auf meine Beispiele zurückgreifen. Das war mein Ziel. Und als es in der zweiten Projektstufe endlich daran ging, den Quellcode zu schreiben, konnte ich auf meine Beispiele zurückgreifen.

Vom Glück, einen Job zu haben

Das Klima in unserer Abteilung war ebenfalls anders, als ich es gewohnt war. Ich empfand es als angespannt, ohne zunächst erklären zu können, warum. Unser Systemadministrator war auf Lehrgang in München gewesen. Nun saß er wie eine Glucke auf seinem Wissen. Er wollte sich wohl unabhkömmlich machen, nachdem er das Glück hatte, bei Siemens Arbeit gefunden zu haben. Die Angst, arbeitslos zu werden, konnte ich gut verstehen, aber dass daraus ein solches Verhalten resultierte – daran musste ich mich erst gewöhnen.

Vielleicht war auch der vorzeitige „Urteilsspruch“, den mein Abteilungsleiter über mich gefällt hatte, mehr auf Angst zurückzuführen als auf seinen Zwist mit B. Sicher war er heilfroh, als früherer SED-Genosse diesen Job bei den Kapitalisten bekommen zu haben. Und alles, was seine Position gefährden könnte, empfand er als Bedrohung. Auch das konnte ich verstehen. Ich hätte aber einen klügeren Umgang damit erwartet.

Gerade weil das erste Projekt bei Siemens ein Erfolg werden musste, wäre es sinnvoll gewesen, uns spät Hinzugekommenen einen Betreuer zur Seite zu stellen. Schließlich sollten wir uns möglichst schnell in ein völlig neues nachrichtentechnisches Anwendungsgebiet einarbeiten, und eine Vielfalt von Informationen prasselte auf uns ein: analoge und digitale Nachrichtenübertragung, Netzknoten, Datencontainer, Signalüberwachung, um nur einige zu nennen. Natürlich hatte jeder meiner Kollegen viel Arbeit. Doch es hätte den Interessen aller genützt.

Als ich 1971 im Fernmeldewerk das maschinelle Zeichnen im Zusammenhang mit Leiterplattenkonstruktion eingeführt hatte, waren Schritt für Schritt neue Mitarbeiter hinzugekommen, denen diese Technik ebenfalls völlig neu war. Alle mussten eingearbeitet werden. Aber niemals wäre ich auf die Idee gekommen, sie im übertragenen Sinn ins kalte Wasser zu werfen! Sie hatten in der ersten Zeit einen Betreuer zugewiesen bekommen, denn sie sollten möglichst bald vollwertige Mitarbeiter werden und helfen, unsere Aufgaben zu erfüllen.

Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes war, wie sich später herausstellte, auch der Grund für eine Aufmerksamkeit der besonderen Art, die mir nach dem Umzug in ein Großraumbüro zuteilwurde. Dort gliederten spanische Wände rechts und links des Ganges den Raum in Segmente. An jeder Trennwand standen drei Tische mit Computerarbeitsplätzen auf Spannteppich. Wir saßen also mit dem Gesicht zur Wand. Hier entwickelte mein Kollege R. die Angewohnheit, sich auf leisen Sohlen heranzuschleichen, mir über die Schulter zu schauen und auf meinem Bildschirm zu verfolgen, was ich da machte. Und manchmal kam wie aus dem Nichts ein Kommentar von ihm über mich, und dann war es in der Regel kein guter. Wie oft R. das praktiziert hat, weiß ich nicht. Ich habe aber nicht erlebt, dass R. mit anderen Kollegen so umgegangen ist. Die Kontrolle galt nur mir. Ich lebte in ständiger Unsicherheit, beobachtet zu werden. Und nicht genug damit – er übervorteilte mich auch: Einmal hatten er und ich eine Aufgabe bekommen, die aus etwa zwanzig bis dreißig Teilaufgaben bestand. Er schanzte sich die einfachen zu, die schnell erledigt waren, die aufwändigen überließ er mir. Dann prahlte er, wie viel mehr er in der gleichen Zeit erledigt hätte als ich. Dabei hätte er das nicht nötig gehabt, denn er war fachlich gut.

Diese Art von Kontrolle und Kritik war ausgesprochen fies, aber ich wagte nicht, mich dagegen zu wehren, und keiner meiner Kollegen sagte etwas dazu. Doch ich grübelte, was R. dazu antreibe. Später, als ich meine Position längst gefestigt hatte, saßen wir beide nach einem Bowlingabend der Abteilung als Letzte zusammen. Da fragte mich R., warum ich mich nicht gegen sein Verhalten, das ihm also bewusst war, gestemmt hätte. Dann erzählte er, dass er geschieden und wieder verheiratet ist. Das neue Glück, zu dem der Arbeitsplatz bei Siemens gehörte, wolle er sich von keinem mehr nehmen lassen. In mir hatte er wahrscheinlich eine Gefahr für das Projekt und damit für seine Zukunft gesehen.

Der jungen Frau, die mit uns angefangen hatte, war wohl der Einstieg auch nicht leicht gefallen. Ich weiß nicht, welcher Art ihre Schwierigkeiten waren. Erinnerunglich sind mir nur abfällige Bemerkungen über sie. Selbst über ihre sehr gepflegte Erscheinung wurde gelästert. Sie blieb nicht lange. Ich glaube, sie wurde weggemobbt, wie man heute sagen würde.

Ungefähr zu dieser Zeit entdeckte ich bei mir eine ungewohnte Verhaltensweise: Landete Neues, Unbekanntes auf meinem Schreibtisch, schob ich es vor mir her. Lieber befasste ich mich mit Arbeiten, die mir vertrauter waren. Das war früher ganz anders gewesen. Da hatte ich mich auf neue Herausforderungen als willkommene Abwechslung gestürzt, sobald Gelegenheit dafür war. Was war los mit mir?

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich mich so verhielt und begann, mich zu beobachten. Zunächst fand ich keinen Grund dafür. Mit der Zeit wurde mir indes bewusst, dass mein Selbstvertrauen durch meine psychische Erkrankung stark gelitten hatte. Über Jahre hatte ich erfolglos gegen peinigende Zwangsgedanken gekämpft. Ich hatte nicht gewusst, dass die rationale Auseinandersetzung mit solchen Gedanken die falsche Strategie und von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Immer wieder war ich dagegen angegangen, hatte ich versucht, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen, vergeblich. Wie in Beton gegossen waren diese Gedanken, unbittlich. Die ständigen Misserfolge hatten mein Selbstwertgefühl nachhaltig erschüttert.

Zweifelsohne erschwerte mir diese Bürde, mich in mein neues Arbeitsgebiet einzuarbeiten. Und natürlich habe ich eine Zeitlang nicht so effektiv gearbeitet wie meine Kollegen. Das brachte mich hin und wieder in Terminnot. Da konnte es vorkommen, dass ich einen Kollegen bei der Lösung eines Problems um Hilfe bitten musste. Leider wurde mir das einmal aus Faulheit ausgelegt; schmerzlich, denn schon mit dem Anspruch an mich selbst war das nicht zu vereinbaren. Aber ich konnte es niemand verübeln. Sicher kannten die Kollegen meine Vorgeschichte nicht und ahnten nichts von den besonderen Umständen, unter denen ich hier angefangen hatte.

Und immer wieder fragte ich mich, wie es unserem Abteilungsleiter J. gelungen war, so schnell einen adäquaten Posten bei Siemens zu bekommen. Anfangs hatte ich gedacht, er müsse fachlich sehr kompetent sein und sich auch durch gute Führungseigenschaften auszeichnen! Allerdings verbreitete der Buschfunk auch die Nachricht, dass stramme SED-

Genossen wegen ihrer Anpassungsgabe von so manchem westdeutschen Arbeitgeber gern gesehen wären. Unserem Chef schien sein Glück bewusst zu sein. Hinsichtlich der Beständigkeit mochte er Zweifel haben, denn offenbar wollte er alles vermeiden, was der neuen Obrigkeit auch nur im Entferntesten einen Anlass hätte geben können, die Stirn zu runzeln. Wie anders wäre folgende Situation zu erklären? Beim Programmieren und im Umgang mit Computern schlechthin braucht man Englischkenntnisse. In Wörterbüchern nachzuschlagen, ist zeitaufwendig. Viel effektiver arbeitet es sich schon wegen der schnellen Suchfunktion mit digitalen Wörterbüchern. Unsere Arbeitsplätze waren alle vernetzt. Da lag es nahe, so ein Wörterbuch in dieses Netz zu stellen. J. lehnte das jedoch ab! Wir bräuchten kein solches Wörterbuch. Und wie anders als eine Verhöhnung sollten wir seine Begründung verstehen? Es klang zynisch, als er sagte, wir hätten doch in unseren Bewerbungen angegeben, Englisch zu können! Natürlich wusste er, dass in der DDR über viele Jahre fast nur Russisch in der Schule gelehrt worden war. Ausnahmen waren nach meiner Kenntnis Sprachklassen der erweiterten Oberschulen gewesen, wo entweder Französisch oder Englisch angeboten worden war. Die anderen DDR-Bürger mit Englischkenntnissen dürften diese in der Volkshochschule erworben haben. Trotzdem blieb J. bei seiner Entscheidung. Und während wir kopfschüttelnd weiterhin in unseren Wörterbüchern blätterten, blätterte sein Ansehen ab.

An dieser Stelle sei mir ein Vorgriff erlaubt: Bei meiner späteren beruflichen Tätigkeit in den alten Bundesländern war es selbstverständlich, mit Online-Wörterbüchern zu arbeiten, obwohl dort alle Englisch in der Schule gelernt hatten. In einer Firma bekamen wir sogar Englischunterricht von einer Muttersprachlerin, und das während der Arbeitszeit!

J. tat sich auch durch andere Eigentümlichkeiten hervor. Die Segmente in unserem Großraumbüro waren zum Gang hin offen. In einem etwas größeren Segment stand in der Mitte ein Tisch, um den wir uns auch beim Frühstück versammelten. Als wir da einmal mit einem Glas Sekt auf den Geburtstag eines Kollegen anstießen, überzogen wir die Pausenzeit. Da kam J. auf dem Gang vorbei. Er sah kurz zu uns und ging wortlos und mit finsterer Miene weiter. Nicht lange danach bekamen wir einen Rüffel! Aber nicht von J. Die Strafe musste unser Gruppenleiter vollziehen, der allerdings auch mit in der Runde gegessen hatte. Aus einer Bagatelle, die J. mit ein paar angemessenen Worten hätte beilegen können, war so ein

Staatsakt geworden. Die Hackreihe einzuhalten, war ihm wohl wichtiger. Das diente aber weder dem Klima in unserem Team noch seiner Autorität. Mit seinen Führungsqualitäten war es wirklich nicht weit her.

Es sollten fragwürdige Leistungen von ihm folgen, die sich bis nach München herumsprachen. Eines Tages rückten Leute von Siemens München an und befragten jeden Einzelnen von uns zu unserem Chef. Am Ende wurde er abberufen. Das war aber Jahre später.

Andere Mitarbeiter könnten wegen unserer Aufträge von Siemens München ebenfalls besorgt gewesen sein: Wir hatten auch mit Kollegen von Siemens in Wien zu tun. Einer war immer wieder betont unfreundlich. Vielleicht hatten wir in Leipzig Arbeit von Siemens München bekommen, die die Wiener gern gehabt hätten, oder er hatte ein keifendes Weib, eine nasse Wohnung oder beides, wer weiß. Aber solche Tonart kannte ich aus meinen Zeiten im Fernmeldewerk nicht!

Es war eine schwere Zeit gewesen. Immer wieder hatte ich mir gesagt: „Zähne zusammenbeißen, Mühe geben, weitermachen!“ Ich glaube, die Psychopharmaka, die ich auch nach meiner Therapie einnehmen musste, habe mir geholfen, ein dickeres Fell zu entwickeln. Aber zum Glück gab es auch erfreuliche Abwechslung.

Stehplätze gibt's sogar über den Wolken

Noch nie habe ich so gefroren wie in dieser Nacht unweit von Cheb in Tschechien, dem früheren Eger. Als ich es nach endlos erscheinenden Stunden nicht mehr aushielt und gegen Morgen aus dem Zelt kroch, wusste ich aus erster Hand, was Zähneklappern bedeuten kann. Der Rasen war mit Raureif bedeckt, an einem Pfingstsonnabend! (Später las ich, dass damals – wir schrieben 1991 – in der Nacht in Berlin nur 1,7 Grad gemessen worden waren.) Die Luftmatratze und mein alter Schlafsack, der ausgebreitet nicht mehr als eine Steppdecke war, hatten dem nur sehr wenig entgegensetzen können. Zitternd blinzelte ich ins blasse Sonnenlicht. Umher war alles still. Die anderen schienen noch zu schlafen. Mit steifen Gelenken, die Arme vor der Brust verschränkt und in mich selbst verkrochen, wankte ich ein paar Schritte hin und her. Ein Königreich für heißen Tee oder Kaffee! Doch ich hatte weder einen Kocher noch andere Utensilien dafür. Da half nur Bewegung. Soweit das in meiner Verfassung möglich war, begann ich zu laufen. Vorbei am Volleyballplatz hielt ich mich in Ufernähe des Sees. Nach einigen hundert Metern schienen wenigstens

meine Fußgelenke aufzutauen. Ich mochte gut einen Kilometer zurückgelegt haben, da meinte ich, es könnte reichen, kehrte um und lief zurück. Aber es dauerte noch, bis ich durchgewärmt war. Selbst als wir uns gegen neun Uhr an einer langen Tafel von Campingtischen zum Frühstück versammelten, überkam mich gelegentliches Zittern. Wir – das waren einige ehemalige Kommilitonen, Freunde und Bekannte und ich. Zu DDR-Zeiten hatten sich etliche von uns an den Pfingstwochenenden am Scharmützelsee getroffen. Da hatte ich immer gefehlt. Solche Wochenenden gehörten der Familie. Aber inzwischen hatte sich vieles verändert, zum Teil dramatisch. Und nun war ich dabei.



Abb. 1 Frühstück am See bei Eger (1994)

Ich saß zwischen Dietmar, Bobby, genannt Old MacBob, Ekki und Wilfried, meinen Freunden aus der Studentenzeit, und ihren Frauen. Etliche Berliner, die ich nur flüchtig kannte, gehörten auch zu unserem Kreis. Es waren Sportsfreunde von Dietmar und Heidi, seiner Frau. Gegenüber saßen Manfred und Elisabeth. Er war an der TU Dresden einen Jahrgang unter uns gewesen. Beide hatte ich vor einigen Jahren bei einem Treffen in Pilsen näher kennengelernt. Sie wollten damals einen Ausreiseantrag stellen.

Dass sie im Sommer 1989 ausreisen durften, hatte ich schon gehört. Nun sahen wir uns wieder. Ich nickte beiden zu: „Da habt ihr es also durchgezogen! Erinnert ihr Euch, damals in Pilsen? Unser nächtliches Gespräch?“

„Und ob!“, rief Manfred. „Nach dem Treffen damals, da stand unser Entschluss fest.“ Elisabeth fügte hinzu: „Dietmar hatte uns wertvolle Tipps gegeben. Überhaupt, wenn er nicht gewesen wäre!“

Dietmar hatte in den 1980er Jahren einen Ausreiseantrag gestellt. Er und seine Frau waren Software-Entwickler in der Akademie der Wissenschaften in Berlin gewesen. Wenn der Antrag Aussicht auf Erfolg haben sollte, durften beide nicht relevant für die DDR-Wirtschaft sein. So hatten sie ihre Stellen gekündigt. Er hatte zunächst bei der evangelischen Kirche angefragt, ob sie vielleicht einen Hausmeister brauchen könnten. Da hatte man ihn abgewiesen. Selbständige Handwerker hätten ihn schon genommen. Sie sagten aber, wenn sie jemanden mit Ausreiseantrag einstellten, bekämen sie keine Aufträge mehr. Schließlich konnte er sich bei der katholischen Kirche als Hausmeister verdingen.

1984, nach zweieinhalb Jahren Wartezeit, war dann dem Antrag endlich stattgegeben worden, und Dietmar ging mit seiner Familie in den Westen. So sehr ich ihnen das neue Leben gönnte – für uns Zurückgebliebene war es ein Verlust, denn an ein Wiedersehen auch nach Jahr und Tag war nicht zu denken. Und in Briefen sollte man sich wegen der Schnüffler von Stasi und Zoll besser aufs Wetter beschränken und darauf, wie es Hund und Katze geht. Das ist freilich überspitzt, aber ein Gedankenaustausch war praktisch nicht mehr möglich.

Da hatte mich im Herbst 1987 auf verschlungenen Wegen eine Einladung erreicht. Dietmar würde mit seiner Familie nach Pilsen kommen, mit einem Fass Bier im Gepäck! Weil die Tschechoslowakei DDR-Flüchtlinge nicht auslieferte, war sie ein beliebter Ort für Treffen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen.

In freudiger Erwartung war ich mit meinem Wartburg-Tourist gestartet. Zuerst musste ich allerdings nach Spindler Mühle im Riesengebirge fahren, wo ich mehrmals zum Wintersport gewesen war, um einen defekten Ski abzuholen. Tschechische Freunde von Ekki in Prag hatten für mich eine neue Art von Ski erstanden, kürzer und breiter als üblich. Diesen Wunderbrettern wurde nachgesagt, dass das Kurvenfahren mit ihnen ganz leicht sei. Damit könnten selbst durchschnittliche Skifahrer elegant die

Piste hinunterwedeln. Das war etwas für mich! Leider gab es diese Skier in der DDR nicht zu kaufen! So musste ich das Geld dafür über die Grenze schmuggeln, denn die 30 Mark, die wir pro Tag umtauschen konnten, hätten dafür nicht gereicht. Das wussten natürlich auch die tschechischen Grenzer. Um bei der Heimfahrt keinen Ärger zu bekommen – die Weiber an der Grenze waren besonders scharf (nein, nein, nicht was Sie vielleicht denken, ich meine, sie kontrollierten so) – hatte ich die Skier besser bei den Quartiereltern in Spindler Mühle gelassen. Aber dann begann sich bei einem Ski die Laufsohle zu lösen. Wo und wie konnte ich das reparieren lassen? Ich war nach Hause gefahren und zu dem Schluss gekommen, mich am besten bei uns nach Reparaturmöglichkeiten umzusehen.

So war ich erst gegen 20 Uhr in Pilsen angekommen. Zu Beginn der Reise war nicht klar gewesen, wo genau wir uns treffen würden. Am Ortseingang sollte ein Zettel mit der Adresse eines Campingplatzes hinterlegt sein, in einer Art totem Briefkasten an einem Kilometerstein. Obgleich es schon längst dunkel war, bevölkerten noch einige Passanten die Straßen. So ein Mist! Was würden die wohl davon halten, wenn ich im Schein einer Taschenlampe an Kilometersteinen herumfummelte? Agent, Spion? Ein Trunkenbold, der seinen Hausschlüssel sucht? Letzteres wäre noch akzeptabel.

Komisch, ein Kilometerstein stand nur wenige Meter vor dem Ortschaftsschild. Ob der gemeint war? Oder doch erst der fünfzig Meter weiter? Ich drückte mich an den ersten Stein heran, schaltete die Lampe nur kurz ein, um die Lage zu peilen, und wühlte im Gras herum. Hoffentlich greife ich nicht in Hundedreck! Die Chancen dafür waren groß, denn so ein Stein hat vier Seiten, an denen es zu suchen galt.

Natürlich hatte ich erst beim zweiten Stein den ersehnten „Kassiber“ gefunden, wie hätte es auch anders sein können, und bald darauf auch den Campingplatz.

Dort saß die ganze Bande bereits in einem Bungalow zusammen, zu Füßen des angekündigten Bierfasses. Es gab ein großes Hallo, Umarmungen und Schulterklopfen. Wir hatten uns vier Jahre nicht gesehen. Außerdem waren Dietmar und seine Familie erst vor kurzem von einer USA-Reise zurückgekehrt. Kein Wunder, dass wir sie mit Fragen bestürmten, über ihr Leben im Westen, was sie auf der Reise erlebt hatten, wie es in den USA so sei ... Alle schwatzten durcheinander. Nur wenn einer lautstark „Prost Leute“ rief und „auf uns!“ und „dass wir wieder beisammen

sind“, ebbte der Lärm kurz ab, um fröhlichen Erwidierungen und Gläserklirren Platz zu machen.

Zu vorgerückter Stunde lichteten sich die Reihen. Zuletzt saßen nur noch Dietmar, Manfred und Elisabeth und ich am leeren Fass. Schließlich meinten auch wir, es sei Schlafenszeit.

Ich teilte einen Bungalow mit Manfred und Elisabeth. Wir waren schon in den Betten, kamen aber noch immer nicht zur Ruhe und unterhielten uns noch bis weit nach Mitternacht. Die beiden erwogen, ebenfalls Ausreisanträge zu stellen.

Beim Abschied am nächsten Morgen hatte mir Manfred zugewinkt und gerufen: „Überleg’s dir! Unser Entschluss steht!“

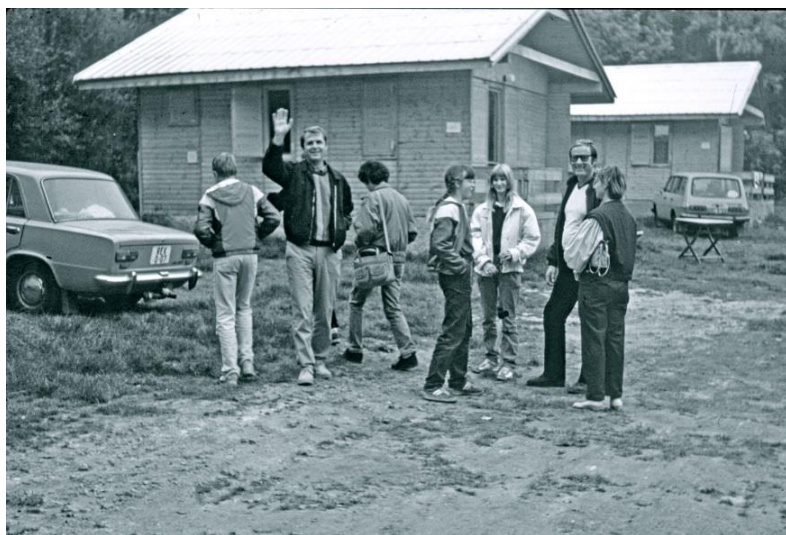


Abb. 2 Abschied auf dem Campingplatz in Pilsen

Jetzt saßen wir hier im Sonnenschein beisammen. Mancher hing seinen Gedanken nach. Die einen hatten sich eine neue Existenz in der Bundesrepublik aufbauen müssen, die anderen mussten die Folgen von Wende und Wiedervereinigung in den neuen Bundesländern meistern.

Ab und zu brummte ein großer Doppeldecker über uns hinweg. Nur zögerlich löste sich die Frühstückstafel auf. Kinder waren die ersten, die es nicht mehr auf ihren Stühlen hielt. Die Frauen begannen, Ordnung ...

... und eine Kostprobe vom Teil2:

Wohlstand tut nicht nur wohl

Seit ungefähr zwanzig Jahren sehe ich Entwicklungen in Deutschland – da komme ich nicht mehr mit! Dass ich auf das Bildungssystem aufmerksam geworden war, welches eng mit Erziehung und Politik verbunden ist, habe ich schon geschrieben.

Zur Erziehung hatte ich bereits wenige Jahre nach der Wende ein sehr erstaunliches Erlebnis: Bei einem Treffen mit einem befreundeten Ehepaar waren wir auch auf den Umgang mit Kindern und Jugendlichen zu sprechen gekommen. Geprägt von meinen antiautoritären Versuchen sowohl im privaten Bereich als auch bei der Arbeit, wo ich Schiffbruch erlitten hatte, setzte ich Autorität in der Erziehung voraus und plädierte lebhaft für Lob und Tadel, wo es angebracht ist. Da rügte mich die Frau: „Du kannst doch ein Kind nicht loben oder tadeln! Da würdest Du Dich ja über das Kind stellen!“

Für den Moment war ich baff. Hatte ich richtig gehört? Was war das denn für eine Einstellung?

„Natürlich stehe ich in puncto Erziehung über dem Kind“, schnappte ich nach Luft, „wenn du das so bezeichnen willst. Schließlich bin ich der Erwachsene und habe Wissen und Lebenserfahrung, die das Kind nicht haben kann! Und bisher habe ich noch kein Kind erlebt, das über ein Lob unglücklich gewesen wäre. Du etwa?“ Sie blieb mir eine Antwort schuldig.

„Wie soll denn Erziehung anders gehen?“, fragte ich und ergänzte: „Natürlich darf es keine Autorität mehr nach altem Muster sein, sondern eine geachtete, noch besser eine geliebte.“

Ich verstand sie nicht. Sie hatte in der DDR einige Jahre als Lehrerin gearbeitet. Da waren solche eigenartigen Positionen gewiss nicht vertreten worden. Nach der Wende war sie in einer Sozialfürsorgeeinrichtung nach westdeutschem Modell untergekommen.

„Wo hast Du denn diese Ansicht her?“, hakte ich nach.

Das, erfuhr ich, war die neue Linie, importiert aus den alten Bundesländern.

Ich gewann allmählich den Eindruck, dass Kinder oftmals auf Sockel gestellt und wie Erwachsene behandelt werden, aber nicht wie kleine Menschen, die in vielfacher Beziehung noch eine Menge zu lernen haben, die erzogen werden oder großgezogen werden müssen. Sogar Eltern mit

Hochschulabschluss zeigten sich von dieser Art Zeitgeist ergriffen (vielleicht gerade diese), selbst wenn dadurch das Kindeswohl gefährdet wird. Vor Jahren ging die Geschichte von einem Kind durch die Medien, das trotz Frost und Schnee draußen im T-Shirt herumtollte. Warum die Mutter das gestattet hatte? Weil das Kind es wollte! Die Mutter war Akademikerin.

Die Geburtstage selbst kleiner Kinder werden heutzutage in einer Art und Weise zelebriert wie 70. Geburtstage zu der Zeit, als ich Kind war, und die Kinder werden von Eltern und Verwandten mit Geschenken überhäuft. Die Schenkenden meinen es ohne Zweifel gut. In meinen Augen ist das jedoch genauso falsch verstandene Liebe, wie Kindern Entscheidungen zuzumuten, für die sie noch nicht reif sind.

Wie soll ein Kind noch Geschenke wertschätzen lernen, wenn es damit überhäuft wird? Wie soll es Vorfreude auf etwas entwickeln, wie Dankbarkeit, wenn ein Geschenk nichts Besonderes mehr ist? Das sind alles gute Gefühle, die verloren gehen, die wir aber für unsere seelische Gesundheit brauchen. Daraufhin angesprochen, reagieren Erwachsene häufig mit Achselzucken und mit „Es sind eben andere Zeiten heute“. Stimmt, es sind andere Zeiten, doch das ist zuerst eine triviale Feststellung. Eine rationale Bewertung mit „gut“ oder „nicht gut“ kann es nicht sein, denn dass Jugendliche nach der Schule ausbildungsfähig sind oder nach dem Abitur eine wirkliche Hochschulreife haben und auch sonst gut fürs Erwachsenenleben gerüstet sind, ist eine zeitlose Notwendigkeit!

Allerdings haben die neuen Zeiten wachsenden Wohlstand mit sich gebracht. Das ermöglicht Eltern einen Umgang mit ihren Kindern, der für die Generation meiner Eltern undenkbar war: Sie hatten nach dem Krieg zu wenig Geld und waren mit den Sorgen um ihre Existenz ausgelastet. Kinder in Maßen zu verwöhnen, war damals das Privileg der Großeltern, und die Betonung lag dabei auf „in Maßen“. In der Familie wuchsen Kinder in ständiger Begegnung mit dem realen Leben auf, mit Freud und Leid und mit den Mühen der Eltern um das tägliche Brot. Sie wurden zu kleinen Hilfen im Haushalt herangezogen, weil es notwendig war.

Unsere Mutter, mein Bruder und ich waren nach dem Krieg und der Flucht aus Ostpreußen auf einem Bauerngut in Sachsen untergekommen. Mutter half bei der Feldarbeit und ernährte uns so. Vater kam im Dezember 1947 krank aus russischer Kriegsgefangenschaft. Nachdem er sich erholt hatte, arbeitete er in einer wenige Kilometer entfernten Lehmgrube,

die zu einer Ziegelei gehörte. Dicht neben dieser Grube durften meine Eltern ein paar Quadratmeter Land mit Gemüse bepflanzen. Von da konnten wir Kinder sehen, welch schwere Arbeit die Männer in der Lehmgrube hatten.

Vater war handwerklich geschickt. Bald baute er aus alten Brettern einen Hasenstall, damit wir ab und zu einen Sonntagsbraten hätten. Mein Bruder und ich schauten interessiert zu. Dann dämmerte uns, dass wir nun jeden Tag ausschwärmen und Löwenzahn für die Karnickel suchen müssen, was unser Interesse allerdings beeinträchtigte. Als Vater dem Bauern ein neues Scheunentor zimmerte, sahen der Bauer und alle anderen, die auf dem Hof beschäftigt waren, zu, und wir waren stolz auf unseren Vater. Er hatte sich auch in einer Ecke unseres kleinen Wohnzimmers einen Arbeitsplatz eingerichtet, wo er Schuhe flickte und aus nicht mehr reparablen Erwachsenenschuhen Kinderschuhe anfertigte. Mutter besserte unsere Kleidung aus und versorgte die Familie im Haushalt.

Zu meinen Aufgaben gehörte es auch, auf die Gänseschar des Bauern aufzupassen. Später durfte ich die Kühe hüten. Dafür bekam ich eine golden glänzende 50-Pfennig-Münze als „Wochenlohn“. Stolz sammelte ich meinen Schatz in einer Streichholzschachtel und hoffte, damit dereinst ein Kinderfahrrad kaufen zu können. Waren die Getreidefelder abgeerntet, ging es ans „Ährenlesen“: Sobald der Bauer das abgeerntete Feld freigab, schwärmten die am Feldrand wartenden Leute aus, um die Ähren aufzusammeln, die dem Bauern entgangen waren.

In dieser lebensnahen Kindheit waren unsere Eltern schon deshalb Autoritäten, weil wir ihnen bei der Arbeit zuschauen konnten: Was sie alles konnten! (Leider konnte ich erst als Erwachsener richtig würdigen, was sie geleistet haben.) Und wir Kinder lernten, kleine Aufgaben zu übernehmen, Pflichten nachzukommen und unsere Wünsche und Interessen zurückzustellen – auch wenn es dabei manchmal Tränen gab. Zeit zum Spielen blieb auch noch, aus Kindersicht natürlich zu wenig, keine Frage!

Eltern möchten wahrscheinlich immer, dass es ihren Kindern mal besser geht als ihnen. Wachsender Wohlstand hat es ihnen erleichtert, diesen Wunsch zu verwirklichen. Er hat aber auch Fehlentwicklungen begünstigt, wie maßloses Verwöhnen der Kinder, sie wie überbehütete kleine Erwachsene zu behandeln, und antiautoritäre Erziehung schlechthin.

Schon vor mehr als 20 Jahren hat die Fernsehmoderatorin Petra Gerster einen Erziehungsnotstand in Deutschland angesprochen. Zusammen mit

ihrem Mann hat sie Bücher zu diesem Thema veröffentlicht.²² Offenbar hat es wenig bewirkt, denn „Helikopter-Eltern“, „Schneepflug-Eltern“ und „Rasenmäher-Eltern“ bevölkern heute die Szene, und selbst „U-Boot-Eltern“ wurden „gesichtet“, für die ein Erziehungsnotstand im Sinne von Petra Gerster nicht existiert. Diese Eltern verbindet, dass sie ihren Kindern möglichst alle Hindernisse aus dem Weg räumen, ausgenommen die U-Boot-Eltern: Sie sollen sich kaum kümmern, es sei denn, es gibt bereits gravierende Probleme im Ergebnis dieser Methode. Dann gehe es um Schadensbegrenzung, gegen die Schule.

Stöbert man etwas in Publikationen und im Internet zu dieser Thematik, wird man von Begriffen wie „Bedürfnisorientierte Erziehung“, „gentle parenting“, „Bindungsorientierte Erziehung“, „attachment parenting“, „Abschlepper-Eltern“, „Autoritativer Erziehungsstil“, „Leuchtturm-Eltern“ und „new authority“ umschwirrt. Die englischen Bezeichnungen lassen erahnen, woher das Gedankengut dahinter stammt, aber nicht alles, was von Amerika kommt, ist auch gut für uns!

Nach meiner Wahrnehmung melden sich jedoch seit etwa 2024 und vor allem 2025 immer mehr Fachleute kritisch zu Wort. So fand ich im Internet einen Artikel mit der Überschrift „König Kind – wenn Eltern keine Grenzen setzen wollen“²³. Neben Erläuterungen zu den genannten Erziehungsmethoden las ich da einen Satz des Soziologen Norbert F. Schneider: „Kinder sind heute weniger lebensstüchtig, weil wir ihnen zu wenig zumuten“. Und die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm favorisiert die autoritative Erziehung: „Mit autoritativ ist gemeint, dass Eltern einerseits klare Vorgaben machen, Regeln und Normen definieren und andererseits das Kind enorm wertschätzen und ihm mit Liebe begegnen“, eine Methode, der ich völlig zustimmen kann.

In einem Artikel aus der „Hessischen/Niedersächsischen Allgemeinen“ mit dem Titel „Psychiater warnt vor folgenscherem Fehler in der Erziehung – und nennt ‚Grundlage für gesundes Leben‘“²⁴ fand ich: „Kinder, die nicht mit den Auswirkungen ihres eigenen Verhaltens konfrontiert werden, wachsen in einem geschützten Kokon auf – und verpassen es, Resilienz, Selbstständigkeit, Verantwortungsgefühl und emotionale Intelligenz zu entwickeln.“ Am gleichen Ort schreibt die Therapeutin Melanie Habermann: „Ich sehe die Familienkonstellation als einen Hafen. Jeder Hafen braucht einen Leuchtturm, der den Schiffen Orientierung bietet.“

Sie plädiert für Eltern, die klare Grenzen setzen und Orientierung vermitteln.

Und in der Frankfurter Allgemeinen vom 26. Mai 2025 mit dem Titel „Kinderarzt nennt Erziehungsfehler, mit dem ein Kind ein ‚emotionaler Tyrann‘ wird“ kritisiert der Kinderarzt Burkhard Voigt „Bedürfnisorientierte Erziehung“ und mahnt, Eltern müssten lernen, sich wieder mehr von ihren Kindern abzugrenzen.

Ebenfalls in der Frankfurter Allgemeinen schreibt eine Mutter in einem Artikel vom 29. Mai 2025 unter dem Titel „Tyrann großgezogen: Mutter scheitert mit weit verbreitetem Erziehungskonzept“²⁵, wie sie ihren Sohn mit bedürfnisorientierter Erziehung ungewollt zu einem „kleinen Tyrannen“ großgezogen habe!

Vor solchen Problemen hat allerdings auch schon der Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff in seinem Buch „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“²⁶ gewarnt. Auf dieses Buch war ich 2008 aufmerksam geworden und habe darin eine ganze Reihe meiner Erfahrungen und Beobachtungen bestätigt gefunden, anderes hat mir eingeleuchtet. Jetzt wird vielleicht dieser oder jener aufschreien: „Winterhoff? Der Kindern Psychopharmaka gegeben hat und jetzt vor Gericht steht? Das lesen wir nicht!“ Ich kann nicht beurteilen, ob der Autor etwas verschuldet hat, das Verfahren ist ja auch noch nicht abgeschlossen. Aber selbst wenn: Deshalb von vornherein alles abzulehnen, was er geschrieben hat? Neulich las ich, ihm wird sogar vorgeworfen, er hätte seine Bücher von Ghostwritern schreiben lassen. Was für ein Unfug dieser Vorwurf ist! Viele Autoren, die selbst nicht gut schreiben können oder einfach zu wenig Zeit dafür haben, aber trotzdem etwas zu sagen haben, nehmen solche Hilfen in Anspruch. Das schmälert doch den Inhalt nicht. Für mich riecht das ebenso nach Vorverurteilung, wie Berichte in den Medien, wo dem Mann pauschal vorgeworfen wurde, Kindern Psychopharmaka gegeben zu haben, als sei das per se ein Verbrechen. Es geht aber allein um die Dosierung der Psychopharmaka.

Ist es nicht außergewöhnlich, dass dem Prozess um diesen Psychiater so viel Aufmerksamkeit in den Medien gewidmet wird? Gewiss, Winterhoff hat durch viele Bücher auf sich aufmerksam gemacht und war auch in Talkshows zu Gast. Aber bei dem Prozess geht es nicht um seine Lehren, sondern um die Gabe von Medikamenten. Anderen Medizинern hat man auch schon Behandlungsfehler vorgeworfen, aber ohne solchen Medien-

rummel. Ist es Sensationslust? Oder ist es Ausdruck eines Kampfes zwischen den Verfechtern antiautoritärer Erziehungsmethoden und einem ihrer Kritiker, zumal schon der Titel von Winterhoffs Buch „Deutschland VERDUMMT. Wie das Bildungssystem die Zukunft unserer Kinder verbaut“²⁷ eine Kritik an der Bildungspolitik verheißt?

Auch ein merkwürdiger Vorwurf der Anklage könnte darauf hinweisen: In einem ganzseitigen Bericht in der Süddeutschen Zeitung vom 27. Mai 2025²⁸ las ich unter anderem, die Anklage werfe Winterhoff vor, er hätte Kinder durch die Gabe des Medikamentes Pipamperon dauerhaft ruhigstellen und so für autoritäre Erziehung gefügig machen wollen!

Bestimmt würden es manche gern sehen, wenn Winterhoff verurteilt würde, denn mit dem, was ein in Verruf Geratener sonst geschrieben oder gesagt hat, muss man sich nicht mehr auseinandersetzen! Zumindest deutet das Beispiel Thilo Sarrazin darauf hin: Seine Bücher enthalten meiner Meinung nach viele Wahrheiten, die auszusprechen aber nicht opportun ist. Da einige wenige seiner Betrachtungen als rassistisch eingestuft wurden, musste er die SPD verlassen, und die Genossen sahen keinen Grund mehr, sich darüber hinaus mit seinen Büchern zu befassen.

Im Nachhinein ein Bärendienst

Was denken sich Eltern dabei, die ihre Kinder aufs Gymnasium schicken und dabei blind sind für deren eigentliche Stärken und Schwächen? Wissen sie, was sie damit überforderten Kindern antun? Das Abitur muss her! Sowohl Eltern als auch Schüler sollten sich dessen bewusst sein, dass mit dem Bestreben nach höheren Abschlüssen auch die Wahrscheinlichkeit steigt, an die eigenen Grenzen zu stoßen. Je schlechter die Voraussetzungen sind, desto schneller tritt das ein. Und das kann sehr wehtun! Kinder können solche Überlegungen gegen Ende des vierten Schuljahres, wenn die Weichen für oder gegen das Gymnasium gestellt werden, nicht anstellen. Deshalb sind Eltern und Lehrer in der Pflicht, ihrer Verantwortung nachzukommen. Aber wenn auf die Lehrer niemand hört?

Man muss Eltern allerdings zugutehalten, dass heute für Berufe das Abitur verlangt wird, dessen Notwendigkeit nicht nachvollzogen werden kann. Wer das Abitur ablegt, erwirbt damit Hochschulreife. Wofür braucht man die noch, außer für ein Studium? Oder aber das Abitur hat stark an Wert verloren. Dafür spricht leider die Inflation der Abiturnoten: Gute Noten werden nicht nur für gute Leistungen gegeben, sondern auch

für weniger gute. In der Folge gibt es Einser-Abiturabschlüsse in Hülle und Fülle.

Ja, das Abitur muss her! Aber danach? Spätestens im Beruf oder zunächst im Studium zeigt sich, wer wirklich etwas an Wissen und an sozialer Reife mitbringt, gute Noten hin oder her. Was geschieht aber mit jungen Menschen, die die niederschmetternde Erfahrung machen müssen, dass ihre hohe Selbsterwartung mit ihrem tatsächlichen Wissensstand nicht konform geht? Für sie bricht eine Welt zusammen, umso mehr, wenn sie in der Kindheit keine Resilienz erworben haben! Wie mag sich das auf die Psyche und den späteren Lebensweg auswirken?

Hier kann ich eine eigene Erfahrung anführen. Nachdem ich mein Studium abgeschlossen hatte, nahm ich eine Tätigkeit als Konstrukteur in der alten Heimat auf, in Leipzig. Nun war es auch wieder leichter, alte Freunde zu besuchen. Einer meiner Schulkameraden aus der Grundschulzeit hatte ein Handwerk gelernt. Später hatte er in der Abendschule die Mittlere Reife erworben und dann ein Studium an einer Ingenieurschule begonnen. Als ich ihn nach langer Zeit in Begleitung meiner Freundin Gisela zu Hause besuchte, erzählte er locker, nun auch bald mit dem Studium fertig zu sein. Er schreibe an seiner Ingenieurarbeit, in vierzehn Tagen würde er sie abgeben. Ob ich mal reinschauen wollte? Er langte nach einem dünnen Stapel Papier und reichte ihn mir. Während er gelöst mit Gisela plauderte und auch mich immer mal einbezog, blätterte ich die handgeschriebenen Seiten durch. Dann begann ich zu lesen, von Anfang an, alles. Und während mein Schulfreund lachte und scherzte, stieg ein Unbehagen in mir auf, wie ich es von eigenen Prüfungen mit sehr knapper Vorbereitungszeit kannte. Von seinem Studienzweig verstand ich wenig oder gar nichts. Doch die Sprache, wie der Text formuliert war, unzusammenhängende Absätze, keine Begründungen, weshalb und warum – das ist doch keine Abschlussarbeit! Das kann er doch so nicht abgeben!

Ich musste mich wohl etwas verärgert haben, denn als ich die Papiere zur Seite legte und aufschaute, fragte er: „Is was? Du guckst so komisch.“

Und zu Gisela gewandt meinte er lachend: „Vielleicht ist ihm ein Geist erschienen.“

„Wie lange hast du noch Zeit?“, fragte ich. „Vierzehn Tage?“

„Ja. Warum?“

Wie geht man mit so einer Situation um? Wie komme ich auf den Punkt, ohne ihn zu verletzen? Hängen lassen wollte ich ihn nicht. Wir waren